

Tiger und Lamm (Schluss). 5., Das Lamm - die Erlösung

Autor(en): **Brenner, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **26 (1932)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-136293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wissen ganz gewiß, der sagt nie: „Ich bin da!“ Da hat man *Religion*, und Religion ist ein heiliges Gut der Nation! heißt es da, und wenn man den größten Unsinn im Namen Gottes daherbringt — es ist eben doch Religion! Und so ist es auch mit Christus. Christusbummler sind, die meinen *Christentum* sei das Wichtigste, was wir haben, und wenn das Christentum auch lauter Unsinn produziert. Da wiederholt man Phrasen in der größten Gedankenlosigkeit und wird so zu einem Christusbummler. II. 561.

Der Heiland will [in dem Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen] sagen: „Machet doch aus mir keine *Religion!* Bei mir ist's ganz, ganz anders; was ich von Gott bringe, gibt keine Religion. Denn alle Religionen halten an dem, was sie eben sind, fest und wollen nicht vorwärts; sie verändern sich nicht, sie machen Heiligtümer, sie machen Altertümer und damit werden sie fast ein Hindernis in der Welt.“ Die Religionen sind auch tatsächlich — das muß offen ausgesprochen werden, ein Hindernis in der Welt und in der Menschengeschichte. III. 179.

Jesus war eigentlich viel weniger religiös, als daß ich so sage — menschlich lebendig, oder — erlaubt mir den Ausdruck — sozial. III. 324.

Christus ist in der Christenheit tot geworden. II. 60.

Was ist größer: *Christentum* oder Christus? Ins Christentum geht das Fleisch hinein! II. 62.

So muß denn wohl auch noch das ganze *Christentum* zerfallen, damit sein Gutes und Göttliches, nämlich Christus, als der Vollender und Erfüller sich offenbaren kann unter allen Völkern auf Erden. II. 131.

Das Lügen versteht die *Christenheit* kolossal. II. 203.

Auf dem festen Grunde Jesus Christus gehen wir vollkommeneren Gestaltungen entgegen, als diejenigen sind, welche sowohl die alte römische Kirche als die reformatorischen *Kirchen* uns gebraucht haben. II. 362.

Nicht Christentum, sondern Christus will wieder zum Leben kommen. II. 431.

Gott oder die Welt, Christus oder das Christentum, Kirche oder Geist! II. 439.

Frei heraus sage ich es: „Das *Christentum* gilt mir blutwenig; das ist heute nichts als eine geschichtliche Erscheinung unter den Völkern. Nehmt es mir nicht übel... aber das Christentum ist ja nichts mehr nütze... Wir sind liebe Christlein, haben Sittelein und Mödelein, aber damit kommt das Reich Gottes noch lange nicht. III. 149.

All die langweiligen Christen, die nicht nach Gott fragen! III. 171.¹⁾

(Fortsetzung folgt.)

Leonhard Ragaz.

Tiger und Lamm.

(Schluß.)

Gwan Di.

Wenn nun der Wu Tshoi Schin während der Friedenszeit ein mehr oder weniger mildes Angesicht zur Schau trägt, so tritt er damit zur Kriegszeit mehr in den Hintergrund, um seinem robusteren Bruder, dem Gwan Di nun die Führung zu überlassen. Das im Wu Tshoi Schin noch enthaltene zivile Element wird verdrängt und die Militärgewalt stellt sich allüberall an die erste Stelle.

Dieser Kriegsgott erreicht nun allerdings in seiner Popularität den Literaturgott nicht, immerhin steht er doch in dieser Beziehung

¹⁾ Diese Worte bedeuten eine fast zufällige Auswahl aus einer Fülle von Äußerungen. Die Ziffern bedeuten die von *Lejeune* herausgegebenen *Predigtbände*.

dem literarischen, zivilen Gott des Reichtums, dem Wun Tshoi Schin, nicht unbedeutend voran. Während er also in der Zivilbevölkerung wegen seines allzu blutdürstigen Charakters nicht sehr beliebt ist, ist er nun der eigentliche Schutzpatron der Soldaten aller Arten und Grade. Er ist der Militär- und Kriegsgott par excellence. Auch etwa höhere Zivilbeamte sind es noch, die ihn anrufen, um sich schon in Friedenszeiten gut mit ihm zu stellen (wie bei uns!). Daß er, wenn auch nicht in dem Maße wie der Wu Tshoi Schin, dem militärischen Gott des Reichtums immerhin auch noch von gewöhnlichem Volke angebetet wird, ist darauf zurückzuführen, daß er der Patron vieler Geheimgesellschaften ist, welche in China weit verbreitet sind und die dann besonders bei Aufständen und Revolutionen in Aktion treten. Ein besonderes Merkmal dieser Geheimbünde ist die Bruderschaft, die Kameradschaft zwischen ihren Mitgliedern. (Wer denkt da nicht etwa auch an unsere Offiziers- und Unteroffiziersvereine, die auch solche Geheimzirkel darstellen? Uebrigens stellt auch jedes Volk und Land mit seinem Militär einen solchen Geheimbund dar, was die Spionage beweist.)

Diese Kameradschaft, die so ein Attribut des Kriegsgottes ist, wird als dessen einzige Tugend umso mehr in den Vordergrund gestellt, je mehr die grauenhaften Nachtseiten seines Wesens offenbar werden. Diese Kameradschaft ist der einzige scheinbar ethische Trumpf, den der Kriegsgötze auszuspielen hat und mit dem er dann auch ethisch hochstehende Menschen verwirrt und sich dienstbar zu machen versteht. So ist auch die Sanität im Grunde nichts anderes als eine solche spezialisierte, besonders organisierte Kameradschaft. Und wenn sie schon unter dem Zeichen des christlichen Kreuzes einhergeht, so ist sie eben doch nichts anderes, als ein zum Kriegsgötzen gehörendes Attribut, weshalb sie auch bis ins Kleinste hinein militärisch und nicht zivil durchorganisiert ist. Und man kann wohl sagen: die Sanität sich zu assimilieren, war eine Lebensnotwendigkeit für den Kriegsgötzen; er mußte ihren christlichen Mantel haben, um seine graufige Tigerhaftigkeit damit zu überdecken. Ohne sie wäre sein von ihm verbreitetes Grauen viel unermesslicher gewesen, so daß man sein eigentliches Wesen rascher erkannt hätte und ihm auf den Leib gerückt wäre.

Aber betrachten wir nun noch den Namen dieses Gottes und die diesen Namen ausdrückenden Zeichen. Das Zeichen für Gwan (6a) besteht aus 6d und 6e. Das Zeichen 6d stellt die beiden Flügel einer Türe dar und bedeutet demnach: „Türe, Tor, Durchgang.“ Das Zeichen 6e stellt die Einschlag- oder Schußfäden eines Gewebes dar, durch welche die vorher offen und locker daliegenden Zettel- oder Kettfäden beim Weben miteinander zu einem dichten Gewebe zusammengeschlossen und miteinander verbunden werden. Ueberträgt man dieses Bild auf die Türe, so stellt diese die senkrecht vor uns

stehenden offenen Kettfäden dar und wird durch den eingeschobenen Querriegel als den Schußfäden fest zugeschlossen, so daß man nicht mehr zwischendurch kann. Daraus ergeben sich folgende Bedeutungen für dieses Zeichen: „Querriegel eines Tores, Schlagbaum, Schranken schließen, zuriegeln, versperren, stilllegen, Grenzpaß, Grenzdurchgang, Zollstätte, Furt, Rubikon-Entscheidung, Krisis.“

Das Zeichen 6b dagegen ist entstanden aus der Skizze eines Menschen, der mit langen Staatsgewändern behangen ist, und bedeutet: „König, Gott.“ Ein Anklang an letztere Bedeutung ist auch seine heutige Aussprache „Di“ (ital. = dio, franz. = dieu). Demnach kann der Name Gwan Di, der Name des Kriegsgottes kurz übersetzt werden mit: „Grenzschließgott.“ Es ist der Gott, der die Verbindungen zwischen den Menschen unterbricht, der die Grenzen sperrt, die Brücken in die Luft sprengt, Bahn und Telegraph unbrauchbar macht und Ueberschwemmungen hervorruft und der als einzige Verbindung zwischen Mensch und Mensch diejenige durch Geschosse aller Arten zuläßt, seien es Pfeile, wie in Zeichen 4b, oder Speere, wie in 4c und 5a angedeutet ist, oder endlich die mannigfachen Projektile, wie sie der Neuzeit vorbehalten blieben und für die natürlich in der chinesischen Schrift spezielle Bilderzeichen fehlen.

Nehmen wir als weitere Attribute diejenigen hinzu, welche durch das Tigerzeichen ausgedrückt sind, ferner noch den Geist der Kameradschaft, so fehlt nicht mehr viel zu dem Bilde dessen, was wir heute mit Militarismus bezeichnen. In der Tat, der alte chinesische heidnische Kriegsgott ist das genaue Abbild der Macht, die heute unser sich christlich nennendes Abendland beherrscht und es mit dem Untergange bedroht, wenn es nicht rechtzeitig noch *den* erkennt, durch den diese Macht des Todes besiegt werden kann: Christus.

Wie alle mythologischen Gestalten, seien es Heilige oder Götter, so hat auch Gwan Di, der Mars der Chinesen, seine besondere Geschichte: Etwa 150 Jahre, nachdem in Westasien der Fürst des Friedens von den römischen Soldaten ans Kreuz geschlagen worden war, lebte in Ostasien ein Mann, der durch seine Persönlichkeit einer Macht den Stoff zur Personifikation lieferte, die in ihrem Gegensatz zu Christus ihresgleichen sucht: Er hieß Schi mit dem Beinamen Schu Tschhong (7a, 7b, 7c). Die Beinamen eines Menschen haben in China noch viel mehr wie bei uns eine besondere Bedeutung für deren Träger, indem sie, sei es als Wunsch oder als Lebensziel, ihm von seinen Eltern mitgegeben werden, oder indem er sie sich selbst als äußeres Symbol seines innersten Strebens beigelegt hat. Wie aus dem vorhergehenden schon ersichtlich geworden ist, sind die chinesischen Zeichen oft sehr vieldeutig, weshalb eine eindeutige Uebersetzung oft fast unmöglich ist. Trotzdem will ich versuchen, den obigen Beinamen (7b, 7c) zu verdeutschen, etwa mit: „Ewig wachsender Reichtum“, oder etwa: „Glänzend wachsende Machtfülle ewigen

Seins“. Jedenfalls liegt aber den Zeichen als tieferer Sinn ein Wefen zu Grunde, das mit zunehmender Dauer eine immer mehr wachsende, glänzende Entfaltung kennt. So liegt denn schon in diesem Namen eine besondere prophetische Tendenz: Haben nicht der Krieg und seine Mächte eine ungeheure wahnwitzige Steigerung ins Riesenhafte erfahren? (Man vergleiche hiezu auch in Nicolai, Biologie des Krieges, die Schilderung dieses Wachstums. Seite 151/153.)

Nun ist es aber in China heute noch üblich, sich je nach den Umständen noch andere Beinamen zuzulegen, So nannte sich auch unser „Held“ noch Yun Tschong (7d, 7e). Der einfachste Begriff von 7d ist „Wolken“, daraus abgeleitet aber enthält dann das Zeichen auch den Begriff des mächtig Zusammenballenden des Gewaltigen und auch den Begriff des die Erde Befruchtenden. (Vergl. Indra in Anmerkung 7.) 7e dagegen bedeutet „lange“ und schließt also in sich die lange Dauer von Wachstum und Größe. Beide Zeichen zusammen (7d, 7e) besagen deshalb wieder etwas Aehnliches, wie der vorhergehende Name, nämlich besondere Eigentümlichkeiten von Militär und Krieg, und unwillkürlich denkt man da an die gewaltig zusammengeballten Heere oder die wolkenartig heranschwebenden Flugzeuge oder Giftgase mit all ihrer Tendenz des Wachstums ins Unerhörte. Und das befruchtende Prinzip? Hatten denn während des Weltkrieges nicht alle möglichen technischen Gebiete mannigfache Förderungen dem Kriege zu verdanken?

Endlich noch der letzte Name, den sich jener Mann gab: Gwan Yi (6a, 8a). Wir sehen, dieser verlieh dem späteren Kriegsgotte den Namen. Das Zeichen Yi (8a) besteht aus zwei Vogelfedern und bedeutet deshalb: Gefieder, Federn, Flügel, beflügelt, ein Banner oder ein Signal aus Vogelfedern. Beide Zeichen können deshalb etwa übersetzt werden mit: „Grenzbanner“ oder „der beflügelte Grenzschießer“.

Es berührt eigenartig, wenn man sich diese Namen vergegenwärtigt und dabei daran denkt, daß sie in den Zeiten des Urchristentums, als die ersten Dienstverweigerer ihr Leben dahingaben, einem Manne gehörten, der später zum Kriegsgotte erhoben wurde. Es sieht so aus, als hätten schon damals dämonische Mächte gegen die zunehmende Macht Christi ein Bollwerk des Bösen schaffen wollen. Diese Mächte waren aber damals nicht nur in China am Werke, sondern ebenso sehr auch im Abendland. Nicht lange darauf waren im römischen Heere viele „christliche“ Soldaten. Mars hatte Christus in seinen Dienst gezwungen.

Schi Schu Tschong war ein Mann aus der Stadt P'hu Tschu in der Provinz Schansi und lebte ums Jahr 180 nach Christus. Er war von Natur aus ein hilfreicher Mensch, so eine Art Wilhelm Tell in chinesischem Stile. Weil die Leute seines Dorfes von andern so beraubt und bedrückt wurden, ergrimmte er und tötete jene bösen Be-

drücker. Dann mußte er aber selbst fliehen, um sein Leben zu retten. Es war die Zeit der Hon-Dynastie, eine Zeit voll von Räuberunruhen und Aufständen. So tat er sich denn mit zwei andern zusammen, mit Lyu P'hi, einem Mattenflechter von Beruf, und Tschong Fui, einem Schweinemetzger. Aehnlich wie beim Rütlichwur der Schweizer schlossen sie einen Dreibund und schwuren sich gegenseitige Bruderschaft und Kameradschaft. Ihren Bund nannten sie „Eidgenossenschaft des Pfirsichgartens“. Dann sammelten sie ein Heer zur Befreiung des Räuberhauptmannes Wong Giu (Geßler!). So wurde Schi Tschong zu einem berühmten Heerführer, der viele Kämpfe und Abenteuer bestand. Zuletzt stand er im Kampfe mit dem Könige Sun Khen und verteidigte diesem gegenüber die Stadt Giu Tschu in der Provinz Hupeh. Als er sah, daß er die Stadt nicht halten konnte, zog er sich in die Stadt Mak zurück, wurde dort aber ergriffen und dem Könige Sun Khen zugeführt. Dieser suchte ihn für sich zu gewinnen, da aber Schi Schu Tschong hartnäckig sich weigerte, sich zu unterwerfen, wurde er enthauptet. Sein Geist soll dann nachher vielfach erschienen sein, soll unter anderem auch seinen eigenen Sohn gerettet haben und habe auch zur Bestrafung seiner früheren Feinde Gestalt angenommen.⁵⁾ Knapp ein Menschenalter später, als der Sohn seines Miteidgenossen Lyu P'hi König war, wurde Schi Schu Tschong geadelt; noch später erhielt er den Mandarinsgrad und schließlich den Titel eines Königs *Wu on* (5a, 8b),⁶⁾ was bedeutet: „König des militärischen Friedens.“ (Das in diesem Titel zur Bezeichnung von „König“ verwendete Zeichen ist nicht etwa 6b, sondern das Zeichen 1e, welches „wong“ ausgesprochen wird und noch keine besondere göttliche Bedeutung enthält wie das Zeichen 6b. Endlich, im zwölften Jahrhundert, wurde er kanonisiert und 1594 zum Gotte erhoben mit dem Namen: „Der große göttliche König (6b = Di = Gott =

⁵⁾ „Ein Mönch hörte bei Mondschein in der Nacht aus der Luft herab schreien: ‚Ich will meinen Kopf wieder haben.‘ Der Mönch blickte empor und sah den Gwan Yi und sprach zu ihm: ‚Ihr seid im Tode nun ein weiser Gott und doch versteht Ihr das Schickfal nicht? Wenn Ihr Euern Kopf durchaus wieder haben wollt, an wen sollen sich dann die vielen Tausende von Feinden wenden, die durch Euch zu Tode gekommen sind, um ihr Leben wieder zu erlangen?‘ Da neigte sich Gwan Yi und verschwand. Seit jener Zeit entfaltet er dauernd geistige Wirksamkeit. Nach der Buddhistischen Karmalehre muß Gwan Yi selbst noch als Gott die Auswirkung seiner Handlungen an sich erdulden.“ (Aus R. Wilhelm, chinesische Volksmärchen.) So war Gwan Yi leider nicht bei seinem einige Jahrhunderte früher lebenden Landsmann Mencius in die Schule gegangen, der gesagt hatte: „Glück und Unglück wird alles vom Menschen selber herbeigezogen.“ „Hüte dich, hüte dich! was von dir ausgeht, fällt auf dich zurück.“ (R. Wilhelm, Mencius, Seite 33 und Seite 21.) Auch von seinem Gegner Christus scheint Gwan Yi noch nichts vernommen zu haben, der gesagt hatte: „Wer das Schwert ergreift, wird durch das Schwert umkommen.“

⁶⁾ König Wu on: Das Zeichen „on“ (8b) enthält unten das Zeichen für „Frau“, darüber ein Dach, eine Frau unter einem Dach bedeutet: „Ruhe, Friede“.

König), der in loyaler Gerechtigkeit in Harmonie mit dem Himmel das Reich beschützt“, und er heißt von jetzt an *Gwan Di*.⁷⁾

Vergleicht man diesen Götternamen mit den Attributen, die in unsern europäischen Ländern den betreffenden Heerwesen zugeschrieben werden, so fällt uns auch wieder eine große Aehnlichkeit auf. Jedes Land behauptet ja, und mit einem gewissen Recht, daß sein Heer nur auf Grund loyaler Auslegung und Anwendung der Landesgesetze bestünde, daß es in keiner Weise irgendwie gegen die Gerechtigkeit zwischen den Völkern verstoße, daß auch der Militärdienst in völliger Harmonie mit den Religionen geleistet werden könne und daß das Heer ja nur dazu da sei, das Land zu beschützen, „nur zur Landesverteidigung, selbstverständlich“. Und fast scheint es, als ob unsere heutigen Militaristen bei dem chinesischen Gwan Di in die Lehre gegangen seien, so genau können sie das zum Ausdrucke bringen, was in den Namen ihres großen unbekanntes Gottes vor 300 Jahren hineingelegt wurde.

Das Bild dieses Kriegsgottes ist in den meisten Tempeln anzutreffen. In den mannigfachsten Ausführungen, sei es aus bemaltem Lehm, aus geschnitztem und vergoldetem Holz, als Porzellanfigur oder als Bronze-Gußbild, steht er da, als sichtbare Verfinnbildlichung der Macht, der unsere abendländische „Christenheit“ in heidnischer Verblendung die unglaublichsten Opfer immer noch darbringt. Sein Gesichtsausdruck, den er in vielen seiner Bilder dem Beschauer darbietet, ist wutverzerrt; er stellt so einen furchtbaren, uerbittlichen und grausamen Despoten dar mit den unvermeidlichen langen Ohrläppchen, dem Zeichen göttlicher Weisheit (Daniel 11, 36—39). Ich

⁷⁾ Ein Kriegsgötze von geringerer Bedeutung, dafür von viel märchenhafteren Wundern umwoben als der Gwan Di ist der *No Tschu*, dessen wilder, roher, ungebändigter, brutaler Charakter mehr die rücksichtslos egoistisch-materielle Kraft der Selbstbehauptung und Eigenwilligkeit darstellt, die ohne gleichzeitiges, höheres, geistig-überlegenes Wesen ihre furchtbaren, tötend-zerstörenden Gewalten entfesselt. Gerade deswegen ist er aber auch höhern geistigen Mächten gegenüber nicht gewachsen und wird von ihnen immer wieder gebändigt. Er wird dargestellt als ein achtarmiger Streiter mit einem Sack aus Pantherfell über seine Schultern, in welchem er ein rotes Seidentuch und einen goldenen Reif verbirgt, seine rohe Gewalten entfesselnden Zaubergeräte. Er besitzt den Zauber der feurigen Lanze und steht auf zwei wirbelnden Rädern, dem Rad des Windes und dem Rad des Feuers, auf denen er in der Luft auf- und niedersteigen kann. Eine moderne Darstellung, die zu Anfang des Krieges entstand, gibt ihm die modernen Kriegswaffen in die acht Hände, alle Arten Schußwaffen, den Säbel und das Kriegsfugzeug, das er über seinem Haupte hochhält. Notscha wurde schon bei Leibeseben unter die Götter versetzt, wie auch sein Vater, der Feldherr Li Dsing, welcher zum „Pagodentragenden Himmelskönig“ ernannt wurde. (R. Wilhelm, chinesische Märchen. Seite 37.)

Wahrscheinlich ist Li Dsing die chinesische Gestalt des indischen Donner- und Blitzgottes Indra, der Gott der Wolken, die befruchtenden Regen spenden (darin liegt ein Anklang an den einen Namen des chinesischen Kriegsgottes). Der indische Kriegsgott Skanda wird auf einem Pfau reitend dargestellt. (Der Pfau, das Sinnbild der Eitelkeit und des Stolzes.)

fah sein Bild einmal, wie es in einem Götzenumzug als Gruppe durch die Straßen und Gassen einer Stadt getragen wurde, rechts neben seiner schreckenerregenden Gestalt eine Dirne, vor ihm ein tanzender Hanswurst und links von ihm an seinem Ehrenplatz ein Europäer in weißem Tropenanzug und Tropenhelm. Chinesen erklärten mir diese Gruppe als ein Sinnbild für die Tatsache, daß ja der Europäer nicht Christus, dem Friedefürsten, diene, wie er immer behauptete, sondern eben diesem Kriegsgotte, auf dessen Ehrenseite er stehe. Sonst hätte er nicht den Weltkrieg entfesselt und die ganze Welt in Mitleidenschaft gezogen. Dann, kaum zwei Jahre später, wurde ganz China in Aufruhr versetzt durch die Kunde, daß in Schanghai englische Polizei auf friedlich demonstrierende Studenten geschossen habe. Das war ihnen wiederum eine neue Stütze und ein handgreiflicher Beweis für ihre Anschauung, daß das Abendland mit nichten christiani-
fiert, sondern militaristisch verfeucht sei.

Neben dem Bilde des Kriegsgottes steht in den Tempeln manchmal noch das Bild des Konfuzius, der als der Gott des Friedens den chinesischen Widerpart des Gwan Di darstellt und mit Recht; denn Konfuzius war es, der schon die Nächstenliebe als das führende Prinzip des Lebens erkannt hatte. Er sagte einmal zu einem seiner Schüler: „Was du selbst nicht wünschst, das tue nicht den Menschen an“ (Buch 12, 2. Abschnitt). Er war es, durch den das chinesische Reich aus den ewigen Kämpfen heraus zu neuer Blüte, zu Frieden und Größe kam.

Noch auf ein weiteres eigenartiges zeitliches Zusammentreffen möchte ich hier hinweisen: Zu gleicher Zeit, als im Westen, in Europa, eine neue geistige Befreiung durch die Reformation ihren Sieg über die Herrschaft der römischen Kirche davongetragen hatte, wurde im Osten, in China, als Kriegsgott diejenige Macht auf den Thron gehoben, die eine neue und ungeheuer furchtbare Verflkung über die Menschen bringen sollte. Eine Macht, die die ganze Menschenwelt mit dem Geiste roher, materieller Gewalt, mit dem Geiste des Raubtieres, mit dem Geiste des Tigers in seinen tausendfachen Auswirkungen durchtränkte.

Aber nun erheben sich hier einige gewichtige Einwände.

Es geht nicht an, wird dem Vorstehenden entgegengehalten, den fernen ostasiatischen Kriegsgötzen als Maß für unsere europäischen Verhältnisse zu verwenden; denn erstens beten wir keine Götzen an, zweitens haben wir überhaupt keine Ahnung von den chinesischen Götzen und Göttern: wie wäre es da möglich, ihnen zu dienen? und drittens könnte es überhaupt nicht für jedes Land einen besonderen Kriegsgötzen geben, sonst würden sich diese ja in einem Kriege bekämpfen und sich gegenseitig besiegen und so fort.

Darauf ist folgendes zu erwidern:

Ein Götze ist nicht durch sein Bild ein Götze; die Personifikation

ist nur der letzte Schritt; das Wesentliche eines Götzen ist die geistige Macht, deren Bild er ist, und diese kann da sein auch ohne Bild. Er als Macht ist da, wo Menschen sich unter diese beugen, wo sie ihr dienen, weil sie sie fürchten. Eine solche Macht hat Drohungen, Versprechungen und Forderungen. So droht der Kriegsgötze mit dem Tod und verspricht Frieden, Freiheit, Sicherheit, Prosperität und die Stillung nationaler oder privater Wünsche. In einem besonderen Kultus stellt er Forderungen an die Menschen. Als erstes und hauptsächlichstes: er fordert Menschenopfer, und um diese zu ermöglichen und plausibel zu machen, fordert er ungeheure Opfer an Zeit, Geld und Gut. Und darin unterscheidet er sich gerade von dem einen wahren Gott, dem Vater *aller* Menschen. Denn wie könnte ER, der nicht einmal Tieropfer für die Erlangung der Sündenvergebung fordert, wie könnte der gar Menschenopfer und nur zur Erlangung äußerer, zeitlicher irdischer Güter verlangen wollen?

Ob aber wirklich in unseren europäischen, christlichen Ländern keine Götzenbilder dieses Kriegsgötzen aufgestellt sind, denen bei bestimmten Anlässen Reverenz erwiesen wird, das kann wohl kaum in verneinendem Sinne beantwortet werden. Denn was haben die Land auf und Land ab aufgestellten Tempelchen, Standbilder, Brunnen und Säulen, das „Grab des unbekanntes Soldaten“ sonst für eine Bedeutung? Nicht umsonst ist auf diesen Gebilden von Menschenhand immer wieder von Menschenopfern zu lesen.

Eine Deifizierung, eine „Abgötterei“ liegt versteckt aber auch im ganzen Offizierswesen. Jeder Offizier repräsentiert nicht nur einen höheren Grad, sondern auch seine ihm unterstellte Truppeneinheit, deren spiritus rector, deren Geist er ist. So deckt sich im Offizier der Begriff von Einheit weitgehend mit dem von „Abgott“. Darum muß auch im Offizier vom Untergebenen nicht die Persönlichkeit, sondern lediglich der Grad, die Einheit, dieses Höhere, „Abgöttische“ begrüßt und verehrt werden. Und darum auch dieses oft so anwidernde Standes-, nicht Persönlichkeitsbewußtsein in Offizierskreisen. Darum auch der Kadavergehorsam, der nur als einem Abgott gegenüber verständig ist.

Bekannt ist auch in allen Religionen die Symbolisierung des Göttlichen durch Darstellung eines Heiligenscheines um das Haupt des betreffenden göttlichen Menschen. Darum ist es auch nicht zufällig, daß auf den Kopfbedeckungen erhabener Personen, sei es beim Papst mit seiner Mitra, dem Könige mit seiner Krone oder den Kopfbedeckungen der Offiziere, der Heiligenschein in verschiedener Weise zum Ausdruck kommt. Je höher der Grad, desto zahlreicher und desto breiter sind die Streifen dieses sonderbaren Heiligenscheines. Auch die Sterne an den Kragenaufschlägen der Offiziere weisen auf das Himmlisch-göttliche hin, das unbewußt dieser ganzen Kirche des Kriegsgottes eigen ist, und es ist nicht zufällig, wenn ein schweize-

rischer Oberst in einem Vortrage das Heerwesen als eine „Hierarchie“, zu deutsch eine „Herrschaft der Heiligen“, bezeichnete.

Um auch dem Unteroffizier schon einen Vorgesmack dieser göttlichen Heiligkeit zu geben und ihn in den Augen der „Gemeinen“ (welche gemeine Bezeichnung!) auf eine höhere Stufe zu stellen, dazu diente auch der gelbe Streifen, der ihnen neuerdings im Schweizerheer rings um den Rockkragen angebracht wurde. Sie sollen dadurch als das Höhere bezeichnet und gezeichnet sein, dem das niedere Soldatenvolk unbedingten sklavischen Gehorsam schuldig ist.

Eine letzte Zuspitzung derselben, durch die die ganze „Verabgotung“, „Deifizierung“ so recht deutlich wird, ist dann der Landesfürst, Kaiser, Zar, Mikado, der zugleich auch oberster Kriegsherr ist und der in früheren Zeiten und zum Teil heute noch Göttlichkeit besitzt. Darum verlor der Japaner Utschimura seine Stelle als staatlicher Gymnasiallehrer, als er sich weigerte, sich vor der kaiserlichen Unterschrift zu verneigen. Ganz ähnliches passiert auch heute noch in unseren „christlichen“ Ländern: Wer dem nationalen Kriegsgotte nicht die schuldige Reverenz erweist, ist an staatlichen höheren Schulen, sei es als Lehrer oder als Schüler, meist unmöglich.⁸⁾

Und endlich noch die *Fahnen* der militärischen Einheiten. Diese sind nun noch besonders deutlich die „Abgötter“, Idole, also Götzenbilder dieser Einheiten und die diesen Fahnen erwiesenen Ehren stehen in keiner Weise den Ehren nach, welche einem Götzen in Heidenländern gezollt werden. Und wenn nun „christliche“ Pfarrer bei der Vorbereitung der Truppe zum Fahneneid unzählige Male die Todesstrafe als Vergeltung für Untreue gegenüber der Fahne (lies: dem Kriegsgötzen) erwähnen und laut dem Soldaten ins Ohr rufen, so ist dies nur ein letztes Stimmungsbild zu dem ganzen schauerlichen, Menschenopfer fordernden Götzendienste, der hier getrieben wird.⁹⁾

⁸⁾ Ein Abbild des Kriegsgottes (spezifisch schweizerischer Prägung) ist auf vielen der wichtigsten Postmarken dieses Landes zu sehen. Auf den Fahnen und Wappen der Schweiz ist das Kreuz dessen, der nicht nur das Töten, sondern sogar das Hassen und Zürnen verurteilt und auf den Marken ist das Bild des Nationalhelden Tell, der seinen und des Landes Bedrucker meuchlings ermordete. So zeigt gerade dieses Land in seinen offiziellen Standarten die Doppelspurigkeit seines Wesens: Christus und der Kriegsgötze.

⁹⁾ Aber nicht daß Götzendienst getrieben wird, ist das eigentlich schlimme, vielmehr der Anspruch dieses Götzendienstes, daß alle gefunden und „wehrfähigen“ Männer ihre Knie vor dem Kriegsgötzen zu beugen haben. Wenn Glaubens- und Gewissensfreiheit, wenn Religionsfreiheit garantiert sind, dann müssen sie auch garantiert sein gegenüber dem Kriegsgötzen, dann darf auch der Glaube an diese Macht nicht befohlen werden. Der Staat hat in bezug auf Götzendienst nur soweit ein Recht, Ansprüche auf seine Bürger zu erheben, als diese eines Glaubens mit der herrschenden Staatsreligion sind. Die von den „christlichen“ Staaten anerkannte Staatsreligion ist aber das Christentum, eine Religion, die aller Vergötzung im Innersten widersteht und solche ausschließt. Der Staat, vorab der „christliche“, hat deshalb auch nicht das Recht, von allen seinen Bürgern den Glauben an den Kriegsgötzen zu verlangen und die Unterwerfung unter ihn.

Aber nun folgt noch ein Einwand und ein Lob: der Einwand, der in Vorstehendem auftauchen könnte, sagt vielleicht, es sei doch nicht wohl möglich, daß jedes Land seinen eigenen Kriegsgötzen habe, sonst stünden sich diese in einem Kriege ja als sich selber bekämpfende Prinzipien selbst gegenüber. Dazu ist zu sagen, daß einmal nicht diese Götzen sich bekämpfen, sondern die Menschen. Die Kriegsgötzen der Nationen sind gleichsam nur die geistigen Regisseure, die an einem wohlgelungenen Spiel ihre helle Freude haben. Weiter: Schon im Namen des chinesischen Kriegsgottes, der ihm bei seiner Deifizierung gegeben wurde, ist die nationale Ausprägung enthalten. Der Kriegsgötze lebt nur auf seinem nationalen Hintergrunde, er lebt nur von der Zertrennung der Menschen; deshalb gibt es eben so viele Kriegsgötzen, als es machtbewußte und sich hassende Nationalitäten gibt. Auf die Größe dieser Nation kommt es dabei gar nicht an. Ja, gehen wir bei der Betrachtung dieser Macht von den größeren zu den kleineren Menschengruppen über, so kommen wir von den „Ego“-bewußten Stämmen, den Dörfern, den Familien zuletzt zu den einzelnen Menschen. Der Kriegsgötze ist dadurch eine allgemein menschliche und eine internationale Macht, weil eben in jedem einzelnen Menschen, wie auch in jeder Menschengruppe und darum auch in der ganzen Menschheit das „Tigerwesen“ schlummert, soweit es nicht innerlich überwunden ist. So thront diese Macht im Einzelnen sowohl als auch in der Gesamtheit, wie klein diese auch sei. Diese Macht ist eben, wie das jetzt klar sein sollte, das Tierische, das Tigerhafte, das noch unerlöste Untermenschliche, Vormenschliche,

Tut er dies doch, so huldigt er zwei völlig entgegengesetzten Prinzipien, einerseits dem Urgrund der christlichen Religion, Gott, dem Vater *aller* Menschen, und andererseits dem Kriegsgötzen, der ein egoistisch-nationaler Götze ist, dem Gott des Hasses, der Zertrennung. Der Staat hinkt so ganz bedenklich auf zwei Seiten und wird darum auch, je länger, je mehr, vor die Alternative gestellt, in seiner Verfassung entweder das eine oder das andere fallen zu lassen. Auch der Staat kann nicht zwei Herren dienen. „Wenn ein Reich mit ihm selbst uneins wird, mag es nicht bestehen.“ Der Staat kann nicht zugleich Christus *und* den Kriegsgötzen anerkennen. Er kann nicht von seinen Bürgern unbedingte Heilighaltung des Lebens und zugleich Verachtung des Lebens fordern. Eine solche Zwiespältigkeit mag lange Zeit scheinbar zu Recht bestehen, mit der Zeit aber muß solche zweifache Moral Zerfall der Persönlichkeit und dadurch Untergang derselben mit sich führen. Auch der Staat kann auf die Dauer diese zweifache Moral nicht aufrecht erhalten, sonst fägt er gerade den Ast ab, auf dem er sitzt und den er durch diese Doppelmoral zu stützen glaubt. Es ist sicher nicht zufällig, daß die Chinesen und Juden heute die ältesten noch lebenden Kulturvölker sind. Beide haben in ihren religiösen und sittlichen Prinzipien am klarsten die Forderungen einer einheitlichen, für alle Menschen gleich geltenden Moral, sie erkennen am schärfsten die geistigen Entwicklungsgesetze, welche der ganzen Welt, besonders der Menschenwelt, zu Grunde liegen. Man vergleiche da z. B. die Antwort des Konfuzius, die er einem seiner Schüler gab, als ihn dieser nach einem Worte fragte, nach dem man das ganze Leben hindurch handeln könne. Der Meister sprach: „Die Nächstenliebe; was du selbst nicht wünschst, tu auch nicht an andern“, mit 2. Mose 23, Vers 4 und 5.

Unmenschliche. Und wo überall Menschen sind, die noch nicht über dieses eigene tigerhafte Ego hinausgewachsen sind, die noch nicht im wahrsten Sinne des Wortes Menschen geworden sind, da müssen sich notwendigerweise auch Gruppen von Menschen, Klassen, Nationen bilden, die dieses Prinzip des Einzelnen zum Prinzip des Ganzen erheben. So sind die nationalen Kriegsgötzen nur Kristallisationen, Konglomerationen von Tröpfchen, zu Wolken zusammengeballte Gestalten und Mächte aus einzelnen Individual-Götzen. Darum können auch letztlich diese gewaltigen Kriegsmächte, diese wider- und ungöttlichen finsternen Gewalten nicht anders beseitigt und besiegt werden als durch Besiegung, Unterjochung im einzelnen Menschen drin und so durch eine immer größer werdende Zahl von Menschen, die nicht mehr an das Tigerhafte im Menschen als dessen wahres Wesen, die nicht mehr an den Kriegsgötzen glauben, sondern an das Göttliche in ihm, an Gott den Lebendigen, wie er uns durch Christus nahe gekommen ist und nahe kommt.

So lange aber die Menschen diese Mächte noch anbeten, so lange die Einzelnen ihrem Dienste noch nicht entsagt haben, so lange die Menschen noch keine Stellung bezogen, keine Entscheidung getroffen haben; so lange die Menschen noch auf beide Seiten hinken und glauben, sie könnten dem Friedefürsten Christus *und* dem Kriegsgott gemeinsam dienen, so lange wird dieser letztere auch über sie Gewalt haben, wird sie beherrschen und knechten und wird sie zu blutigen Menschenopfern verführen.

Aber wie lautet nun noch das Lob, das dem Kriegswesen gezollt wird? Man sagt, nicht die Menschenopfer als solche seien das Wichtige, vielmehr sei es die Erlösung für den Einzelnen, die in der Selbstopferung für Andere liege; das sei es, worauf es bei Militär und Krieg allein ankomme. Und es ist wahr, Militär- und Kriegsdienst kann, wenigstens vorübergehend, wie jede Religion dadurch erlösend wirken, daß sie unbedingte Hingabe, Dran- und Preisgabe alles eigenen Seins von den Gläubigen verlangen. Sie versprechen Erlösung und Befreiung von der ungeheuren persönlichen Verantwortung, die jedem erwachenden Menschen schwer auf der Seele lastet. Das Militär gibt vor, gleichsam stellvertretend die Verantwortung allein zu tragen und zu übernehmen für all das Furchtbare, das geschieht und von seinen Anhängern verlangt wird. Während aber echte Religion wirklich und wahrhaft frei macht, erlöst von aller eigenen Schuld und Schuldverstrickung an das Niedere, treibt gerade eine Afferreligion, wie es die Militärgläubigkeit ist, im Kriege und schon vorher in die furchtbarste Schuld und Schuldverstrickung hinein. Und es ist nicht zufällig, daß gerade der Krieg einerseits so viele Geisteskrankheiten und so viele Selbstmorde zur Folge und dadurch auf seinem Gewissen hat und andererseits so viele Betäubung des inneren Fluches durch sinnlichen Genuß aller Arten (Fressen, Saufen, Huren!). Welch ein

Fluch lastet doch auf Militär und Krieg, die zwar Befreiung versprechen und doch in die schaurigste Verklavung stürzen. So ist der Krieg ein Abbild und Urbild der Sünde, „die glatt eingehet, hernach aber beißt wie eine Schlange und Gift spritzt wie ein Basilisk“.

Wo aber findet sich wahrhaftige Erlösung für den einzelnen Menschen sowohl wie für die Gemeinschaft?

5. Das Lamm — die Erlösung.

Fassen wir den Ausgangspunkt jeder Entscheidung, jedes Kampfes ins Auge: die einzelne Persönlichkeit, das einzelne „Ich“. Denn in diesem wird zuerst jeder Kampf ausgefochten, nicht in der Welt. Erst wenn das Gute in der einzelnen Persönlichkeit den unbedingten Sieg davongetragen hat, dann kann es auch in der Welt siegen. Aber dies ist wohl das Schwerste, das es gibt: sich selbst, seine ganze Persönlichkeit restlos in den Dienst des Guten zu stellen, sich ihm hinzugeben. So ist es immer zuerst das „Ich“, das in sich selbst den Kampf ausfechten, in sich selbst und über sich selbst den Sieg davontragen muß.

Der Chinese stellt sich die Persönlichkeit, die zu sich sagen kann: „Ich“, als eine kämpfende, bewehrte Persönlichkeit vor. Das Zeichen für „Ich“ (8c) ist entstanden durch Vereinigung der beiden Elemente Hand (8d) und Speer (5c). Das Zeichen 8c drückt also aus, daß dann, wenn die Hand die Waffe, den Speer ergreift, das „Ich“ zur selbstbewußten Persönlichkeit erwacht. Das „Ich“-Gefühl wird durch die ergriffene Waffe ungemein gesteigert. Und dies ist wohl ein Grund, warum seit alten Zeiten das Kriegshandwerk eine so große Anziehungskraft ausübte. Die Waffe verleiht Selbstbewußtsein, Stolz, sicheres Auftreten. Auch der einfache Mann bekommt durch sie das Gefühl, doch etwas zu sein, etwas zu gelten. Auch da, wo eine völlige innere Leere den Menschen aushöhlt, umgibt nun der äußere Glanz der Waffen den Menschen mit einem Glorienschein, der alles innere Nichts-Sein, alle Minderwertigkeitsgefühle des Zivillebens in der Verlenkung verschwinden läßt. Freilich, die Kehrseiten sind auch da: Nicht allein dadurch, daß sein Ich im Kriege *auf Kosten anderer* zu seinem Glanze kommt; denn wozu diene sonst die Waffe in der Hand, wenn nicht zur Vernichtung anderer Persönlichkeiten, von Persönlichkeiten, die vielleicht wertvoller sind als seine eigene? So deutet denn gerade dieses „Ich“-Zeichen die Ungerechtigkeit an, die in dem nackten, gegen andere gerichteten Egoismus verborgen liegt; es ist das Gelten, Besitzen, Habenwollen auf Kosten anderer, das unsere ganze, vom unerlösten „Ich“ beherrschte Welt durchdringt und durchtränkt. Hinter diesem Ego lauert eben der Tiger; er lauert sprungbereit auf seinen zwei Beinen; er lauert auf sein Opfer, das er zerreißen wird. So macht sich dieses unerlöste Ego dem Kriegsgotte dienstbar, der sich dann an ungeheuerlichen Schlachtopferfesten

labt, die ihm dieses Ego darbringt. Dies aber ist nur möglich durch Vernichtung der Persönlichkeit. Der Einzelne mit seiner Waffe, ja gerade wegen seiner Waffe, gilt dann als Persönlichkeit nichts mehr. Als Individuum ist er erniedrigt und verflakt zu einem an und für sich bedeutungslosen Glied einer großen Hammelherde, die durch Massenuggestionen und Aufpeitschung ihrer patriotischen Gefühle zu Rauferei und Heroismus der Schlacht innerviert wird. Und nicht umsonst wird im Chinesischen „Heer, Truppe“ neben vielen anderen Bezeichnungen auch durch das Zeichen 8e wiedergegeben: Ein Schaf, ein Hammel (9e), der mit der Hand (8d) zu dem Speere (5c), zu den Waffen greift. Denn was ist das Militär anderes als eine große Hammelherde mit Waffen? ¹⁰⁾

Damit haben wir nun die letzten Auswüchse des unter das Zeichen des Tigers fallenden Raubtierwesens gestreift. Es hat uns mehr, als es im höchsten Sinne wert ist, beschäftigt, aber es liegt nun offen vor uns ausgebreitet, und es ist, als sperrte der Tiger uns den Rachen entgegen und brüllte uns mit seinem verzehrenden Rachen an. Dieses Brüllen und Knurren des Tigers, wie er im Begriffe steht, sich auf seine Beute zu stürzen, gibt der Chineser durch das Zeichen 9b wieder, links das Zeichen für Mund (9d) und rechts das Tigerzeichen (1a), es wird „hau“ oder „hiao“ ausgesprochen und versucht den Klang des Tigergebrülles nachzuahmen.

Neben diesem Tigerbrüllen haben wir aber im letzten Abschnitt auch schon das klägliche, ohnmächtige Schreien eines anderen Tieres vernommen, das in seiner Hilflosigkeit, wie es so, verkauft und verraten an den Tiger, nach seinem wahren Hirten ruft: das Blöken des Schafes, das der Chineser durch das Zeichen 9c wiedergibt und welches „meh“ ausgesprochen wird. Wiederum links der Mund und rechts das Tier, das den Mund zum Schreien öffnet.

Deuten wir nun aber das Zeichen 9e als „Lamm“ und betrachten wir in diesem Lamm die Eigenschaften, die es in sich schließt: „Sanftheit, Milde, Güte, Tugend, Weisheit“, nun, es liegt in ihm auch das Nichtwiderstreben dem Uebel, es liegt in ihm die unbedingte Hingabe, es liegt in ihm . . ., nun, lieber Leser, Du merkst vielleicht, wo es hinaus will: Nicht wahr, aus diesen göttlichen Eigenschaften des Lammes heraus ist es eben zum Abbild geworden dessen, der das Lamm Gottes genannt wird, Christus, zum Abbild dessen, der über das Zeichen des Tieres, über das Zeichen des Tigers siegen wird.

Und damit gewinnt nun auch das Zeichen 8e eine ganz neue eigenartige Bedeutung. Das Zeichen, das uns vorhin den Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung und Sklaverei schilderte, vermag uns

¹⁰⁾ Das Zeichen 9a bedeutet „Luft, Atem, Geist, Lebenskraft, Gefühle, Mut“, wird dieses mit 8e zusammen genannt (8e und 9a), d. h. der Geist, die Gefühle der bewaffneten Hammelherde, so heißt das nichts anderes als „Patriotismus und Heroismus“.

nun auch die Erlösung zu zeigen aus all dem Elend. Wir brauchen es nur anders auszulegen, so strahlt uns heilige *Gerechtigkeit* entgegen. Denn das ist's, was das Zeichen 8e auch noch, ja vor allem bedeutet: „Gerechtigkeit, Rechtsein von innen heraus.“ Es sagt uns: du Mensch, du egoistischer, der du alle Augenblicke mit der Hand zu den Waffen greiffst, der du deinen Bruder übervorteilst, wo und wie es nur geht, der du seine Persönlichkeit als Nichts achtest, der du ihn bei Seite stößest und tötest, wenn es dir nur nützlich ist, du, du kannst von innen heraus zurecht gebracht werden, du kannst Gerechtigkeit erlangen, wenn du eines tuft in deinem Leben: nämlich dein ganzes Sein und Wesen mit allem Guten und allem Schlechten, das dir anhaftet, unter den stellst, der das Lamm ist: Christus. Stelle dich nicht mehr unter das Zeichen des Tigers, nicht mehr unter das Zeichen des Raubtieres, bete es nicht mehr an und diene ihm nicht mehr, sondern lasse voll und ganz das Lamm über dich herrschen; laß es in dir Gestalt gewinnen; laß das Lamm, Christus, den Führer deines Lebens werden, er allein wird deine Erlösung sein.

Und da taucht noch ein letztes Bild vor unserem geistigen Auge auf: Christophorus mit dem Kindlein auf seinen Schultern. „Hol-über“ hat's gerufen jenseits des Flusses, und der Mann, der früher im Dienste mächtiger Fürsten stand, er geht nun trotz Sturm und Regen hinüber und holt das Kindlein, das ihm gerufen. Und wie er's trägt, wird's schwerer und schwerer, und wie er sich umsieht, merkt er, daß es Christus ist. So hat Christophorus das Zeichen 8e, welches Gerechtigkeit bedeutet, zur Tat werden lassen. Er hat das Lamm auf sich genommen, auf sein sündenbeladenes „Ich“. Er hat in sich selbst erniedrigendem Dienste Christus hinübergetragen in die Welt und hat so an seinem Teile mitgeholfen an dem Werk der Erlösung, das Gott mit der Menschheit vor hat.

Carl Brenner.

Literatur.

1. Abhandlungen eines unbekanntenen chinesischen Autors über die chinesischen Götter. (Chinesische Abschrift eines ursprünglichen Manuskriptes.)
2. Pun Tshau Gong Muk, großes chinesisches Kräuterbuch. (Chinesisch.)
3. Pun Tshau P'hi. Yau, kleines chinesisches Kräuterbuch. (Chinesisch.)
4. Mencius, chinesisches Original und deutsche Ausgabe von R. Wilhelm. (Diederichs Verlag, Jena, 1921.)
5. Konfuzius, chinesisches Original und deutsche Ausgabe von R. Wilhelm. (Diederichs Verlag, Jena, 1921.)
6. R. Wilhelm und C. G. Jung: Das Geheimnis der goldenen Blüte, ein chinesisches Lebensbuch. (Dornverlag, München.)
7. Chinese Recorder, Journal of the Christian Movement in China (Presbyterian Mission Press, Shanghai), besonders Heft 2, 1930, Seite 108—120 über chinesische Götter.
8. R. Wilhelm, chinesische Volksmärchen. (Diederichs Verlag, Jena.)
9. Die Bibel.
10. Williams Syllabic Dictionary of the Chinese Language. (North China Union College Tung Chou nea, Peking, 1909.)

11. Maciver. Chinese-English Dictionary, Vernacular of the Hakka-People of the Canton Province. American Presbyterian Mission Press, Shanghai, 1905.)
12. A. Forke, Ursprung der Chinesen auf Grund ihrer alten Bilderschrift. (Verlag Friederichsen & Cie., Hamburg, 1925.)
13. Kanfo Utschimura, Wie ich ein Christ wurde. Verlag Gundert, Stuttgart, 1911.)
14. G. F. Nicolai, Biologie des Krieges. (Orell Füssli Verlag, Zürich, 1917.)
15. F. W. Foerster, Christus und das menschliche Leben. (E. Reinhardt Verlag, München, 1922.)

Der Christus der indischen Landstraße, II.¹⁾

5. *Das große Hindernis.* Ein nachdenklicher Hindu sagte eines Tages zu mir: „Wenn Sie einen von uns als *christlich* bezeichnen, so fühlt er sich geehrt, aber wenn Sie ihn als *Christen* bezeichnen, fühlt er sich verletzt.“

Ich saß inmitten einer Gruppe von ernstern Nationalisten und hatte mit ihnen eine Aussprache im kleinen Kreise. Ich sagte: „Brüder, ich habe diese Abende zu Ihnen über Christus geredet. Ich möchte gern, daß Sie mir frei und offen sagen, warum Sie ihn nicht annehmen. Bitte, schonen Sie mich nicht, denn auf meine Person kommt es nicht an — reden Sie ganz ohne Hinterhalt.“ Ein Hindu stand auf und sagte: „Sie geben uns an, wir sollten Christen werden; dürfen wir uns die Frage gestatten, wieweit Ihre Zivilisation christlich ist? Gibt es nicht bei Ihnen am Sitze der Regierung in Washington Bestechung?“ Ein anderer fragte: „Lynchen Sie nicht in Amerika die Neger?“ Ein dritter: „Sie haben all diese Jahrhunderte im Abendlande das Christentum gehabt, und obwohl Jesus der König des Friedens ist, haben sie immer noch nicht gelernt, wie sie aus den Kriegen herauskommen. Wissen Sie nicht mehr über das Christentum als das?“ Dies wurde nicht in anmaßendem oder gehässigem Ton gesagt, sondern voller Beforgnis und Nachdenklichkeit.

Am letzten Abend, den ich in Indien vor meiner Abfahrt zu meinem jetzigen Urlaub verbrachte, sprach ich vor einer aufmerksam laufhenden Menge von Nicht-Christen in X. Es war der letzte Abend einer ganzen Vortragsreihe, und die Lage wurde gespannt und mit Elektrizität geladen, als ich sie bat, sie möchten sich dort in jener Stunde für Christus entscheiden. Ich war mitten in meiner Aufforderung, als mich plötzlich ein Hindu unterbrach und sagte: „Warten Sie einen Augenblick, lieber Herr; Sie bitten uns, daß wir Christen werden sollen. Wollen Sie mir wohl sagen, ehe Sie fortfahren, was Sie im Blick auf die Frage der Rechte der Inder in Amerika tun wollen? Sagen Sie uns erst das, bevor Sie uns fragen, ob wir nicht Christus nachfolgen wollen.“

Bei meinen Ansprachen in Indien habe ich oft einen Vorfall, der

¹⁾ Vgl. Heft 6, 1931.